

Alfred Wallon

DER SOHN DES PIRATENKAPITÄNS

Robert Morgan
Band 1

ROMAN

BLITZ

Vorwort

Dies ist der erste Teil einer Trilogie, in deren Mittelpunkt ein Mann namens Robert Morgan steht. Es ist eine Geschichte aus einer wilden Zeit voller Abenteuer, Gefahren und Legenden. Diese Epoche ist auch unter der Bezeichnung „Goldenes Zeitalter der Piraterie“ bekannt. Namen wie Bartholomew Roberts, Captain Kidd oder William Teach waren stellvertretend für diese Zeit. Männer, die ein raues und sehr gefährliches Leben führten, glorifiziert in unzähligen Geschichten, Legenden und Liedern, die die Phantasie geradezu sprießen ließen.

Wer waren diese Männer, die ein Leben fernab der Zivilisation führten, sich nicht unterordnen wollten und für die nur ein einziges Gesetz galt, das von jedem anderen Piraten, Korsar oder Freibeuter ohne Wenn und Aber akzeptiert wurde?

Diese wilden und rauen Gesellen lebten in ihrer eigenen Welt, in der die Regeln der Gesellschaft nicht galten. Denn die politischen und gesellschaftlichen Systeme jener Zeit hatten sie ausgestoßen und gewissermaßen als Aussätzige gebrandmarkt. Hinter jedem dieser Männer, die im Volksmund als grausame Schlächter oder als Schrecken der sieben Meere bezeichnet wurden, steckte aber ein Mensch mit einer persönlichen Vergangenheit. Ein Mensch, der dieses Leben von Anfang an nie so geplant oder erstrebt hatte, sondern den vielmehr das eigene Schicksal in diese Richtung getrieben hatte oder

die geradezu unglaublichen Verlockung, ein freier Mann zu sein und wenigstens die Chance zu haben, reich werden zu können.

Wir dürfen nicht vergessen, dass nur eine sehr kleine Schicht in großem Reichtum lebte, aber sehr viele andere Menschen am Rande der Existenz vegetierten. Gar mancher, der nicht mehr weiterwusste, heuerte auf einem Schiff an und suchte sein Glück in der Fremde. Oder auf einem Piratenschiff, auf das er mit Gewalt gepresst wurde.

Das anfangs raue und gefährliche Leben formte diese Männer, und mit der Zeit verschmolzen sie zu einer verschworenen Gemeinschaft. Beute und Reichtum lockten und waren oft greifbar nahe. Die Zahl der Schiffe, die in all diesen stürmischen Jahren von Piraten gekapert, erobert und auch versenkt wurden, ist legendär.

Robert Morgan war solch ein Mann, den das Schicksal auf die andere Seite des Gesetzes stellte. Ein Mann, vor dessen Namen bald viele Handelskapitäne und die Offiziere der britischen Marine zitterten. Von ihm und seinen Gefährten will ich erzählen.

Augsburg, im Sommer 2024

Alfred Wallon

Kapitel 1: Wegelagerer

Hugh Gordon fluchte, als ihm der Wind die ersten Regentropfen ins Gesicht blies. Vor einer knappen Stunde waren die ersten dichten Wolken am nachmittäglichen Himmel aufgezogen, ein sicheres Zeichen dafür, dass das Wetter bald umschlagen würde. Gordon hatte dennoch gehofft, vor Einbruch der Dunkelheit einen trockenen Unterschlupf zu finden. Aber nun hatte ihm das einsetzende Unwetter einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Die vereinzelt Regentropfen verwandelten sich wenige Minuten später in einen heftigen Schauer. Der Wind trieb einen dichten nassen Schleier vor sich her. Gordons Umhang war im Nu durchnässt, und er spürte die unangenehme Kälte, die ihn frösteln ließ. Am fernen Horizont zuckten die ersten Blitze auf, gefolgt von einem grollenden Donner.

Gordon lenkte sein Pferd in die Büsche und suchte Schutz vor dem prasselnden Regen in einem nahe gelegenen Wäldchen. Der Himmel war mittlerweile so trüb, dass man glauben konnte, die Sonne sei längst untergegangen. Dabei war es erst später Nachmittag, aber in dieser Gegend spielte das Wetter um diese Jahreszeit manchmal verrückt.

Gordon zitterte, während er rasch vom Pferd stieg und sein Tier an den Zügeln tiefer ins Unterholz führte. Immer wieder musste er tief herabhängenden Zweigen ausweichen und sich mehrmals bücken. Hier wuchsen die Sträu-

cher und Farne besonders dicht. Aber wenigstens spendeten die Kronen der dichten Laubbäume etwas Schutz vor dem Regen. Nur die unangenehme Nässe blieb und ließ einen ersten Hustenreiz aufkommen.

Weiter draußen vor dem Wald hatte das Unwetter jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Es regnete so heftig, dass man nicht weit sehen konnte. Immer wieder donnerte und blitzte es, und Gordon seufzte, als ihm klar wurde, dass er vor Einbruch der Dunkelheit sein Ziel nicht mehr erreichen würde.

Er musste Ausschau nach einem Unterschlupf halten, wo er seine Kleider trocknen und in Ruhe das Ende des Unwetters abwarten konnte. Aber das war leichter gesagt als getan, denn in der näheren Umgebung wies nichts darauf hin, dass es hier Ansiedlungen oder abgelegene Gehöfte gab. Vor seinen Blicken erstreckte sich nur der dichte und durchdringliche Wald.

Gordons Pferd begann nervös zu schnauben. Das Tier sträubte sich dagegen, weiter ins Unterholz vorzudringen. Aber Gordon zog das Tier einfach weiter mit sich und schaute sich dabei nach allen Seiten um.

„Komm schon“, murmelte er und zog stärker an den Zügeln, um dem Pferd zu zeigen, dass es zu gehorchen hatte. Mühsam bahnte er sich mit dem Tier einen Weg durch die Büsche und erreichte schließlich höheres Gelände. Vor ihm erstreckten sich bewaldete Hügel, aber nirgendwo gab es Wege, die er benutzen konnte. Aber je näher er Bristol kam, umso besser war es, die bekannten Straßen und Routen zu meiden. Denn er hatte keine Lust,

den Soldaten des Königs zu begegnen und dann in eine Kontrolle zu kommen. Zwar hatte er entsprechende Vorkehrungen getroffen und sein Äußeres so verändert, dass es nichts mehr gemeinsam hatte mit den Beschreibungen, die der Obrigkeit bekannt waren. Aber wenn man ihn kontrollierte und beim Durchsuchen den Lederbeutel mit den Goldmünzen fand, dann würde man ihm womöglich *sehr* unangenehme Fragen stellen. Vor allen Dingen deshalb, weil es mehr Geld war, als ein Mann normalerweise bei sich führte.

Während er jetzt wieder in den Sattel stieg und dem Pferd die Zügel freigab, dachte er daran, welches Risiko er jedes Mal auf sich nahm, um den Anwalt Howard Johnston aufzusuchen. Dazu gehörten aber auch entsprechende Vorsichtsmaßnahmen, die er treffen musste. Mit einem Schiff aus Westindien war er vor einigen Tagen in Plymouth angekommen, und mit einem anderen Schiff würde er in Bristol wieder in See stechen. Die Passage war dort bereits gebucht. Diese Vorgehensweise war zwar ein wenig umständlich, stellte aber sicher, dass man eine Spur bis zu ihm nur sehr schwer zurückverfolgen konnte. Aber all dies musste sein, denn nur auf diese Weise konnte er sicherstellen, dass er auch halbwegs regelmäßige Neuigkeiten über Jeffrey erfuhr, ohne dass das jemand bemerkte

Morgan würde alles für den Jungen tun, dachte Gordon. Obwohl er nicht weiß, ob das alles überhaupt einen Sinn ergibt. Jeffrey weiß nichts über seine Herkunft, und wahrscheinlich ist es auch besser so. Er würde sich

schon sehr wundern und wahrscheinlich entsetzt darüber sein, wenn er wüsste, dass ...

Seine Gedanken brachen ab, als er plötzlich einen Lichtschimmer zwischen den Bäumen bemerkte. Zuerst hielt er es für eine Täuschung, aber als er weiter in die betreffende Richtung ritt, wurde ihm klar, welchen Ursprung dieser Lichtschimmer hatte. Er kam aus der Fensteröffnung einer kleinen, sehr auffällig wirkenden Hütte. Erstaunt zügelte Gordon für einen kurzen Moment sein Pferd, um sich erst einmal ein genaueres Bild zu machen. Diese Hütte sah nicht danach aus, als wenn hier dauerhaft jemand wohnte. Der angrenzende Schuppen war eingestürzt, und der Zaun, der die Hütte umgab, wies ebenfalls einige Lücken auf. Alles wirkte so, als wenn hier schon seit vielen Monaten niemand mehr nach dem Rechten gesehen hatte.

Gordon überlegte kurz, ob er das Wagnis eingehen sollte, sich der Hütte zu nähern und um Gastfreundschaft zu bitten. Einerseits stellte dies sicher ein Risiko ein, aber andererseits war niemandem damit gedient, wenn er sich eine Lungenentzündung holte und dann so krank wurde, dass er seine Mission nicht zu Ende bringen konnte. Das konnte und durfte er nicht tun, denn schließlich bezahlte ihm Morgan eine sehr gute Prämie dafür. Bisher hatte dieser sich immer auf Gordon verlassen können, und das würde auch weiterhin so bleiben.

Ein erneutes Frösteln gab schließlich den Ausschlag, dass Gordon weiter zu der Hütte ritt. Noch zeigte sich

niemand, aber das musste nichts bedeuten. Wahrscheinlich beobachtete man ihn schon durch das Fenster.

„Ich bin ein Freund!“, rief Gordon in Richtung der Hütte und hob die rechte Hand. „Ich suche nur eine Unterkunft und ein trockenes Plätzchen für die Nacht!“

Niemand antwortete. Gordon runzelte die Stirn. Im ersten Moment wollte er sein Pferd wieder wenden, weil er jetzt misstrauisch geworden war. Aber jetzt öffnete sich die Tür, und ein Mann trat ins Freie. Ein hagerer, ärmlich gekleideter Kerl mit fettigen Haaren und einem stoppligen Bart, der abwartend zu Gordon schaute.

„Rührt Euch ja nicht von der Stelle!“, erklang auf einmal eine zweite drohende Stimme hinter ihm. Gordon zuckte zusammen und verfluchte sich selbst dafür, dass er einen entscheidenden Augenblick lang unaufmerksam gewesen war. Sonst hätte es der zweite Mann niemals geschafft, sich in seinen Rücken zu schleichen und ihm auf diese Weise verdammt gefährlich zu werden.

Langsam drehte sich Gordon im Sattel um und erkannte einen untersetzten, grimmig dreinblickenden Mann, der in seiner rechten Hand eine doppelläufige Steinschlosspistole hielt und keinen Zweifel daran ließ, dass er auch abdrücken würde, falls Gordon auf dumme Gedanken kam.

„Einen Moment mal“, ergriff Gordon das Wort und hob beide Hände, um die angespannte Situation ein wenig zu entkrampfen. „Ich bin ein friedlicher Reisender, der nur etwas Schutz vor dem Unwetter sucht. Wenn Ihr mir

keine Gastfreundschaft gewähren wollt, dann ziehe ich einfach weiter. Einverstanden?“

„Wohin wollt Ihr?“, fragte nun der zweite Mann, der mit vor der Brust verschränkten Armen immer noch vor der Tür stand und Gordon mit einer Mischung aus Misstrauen und Zorn musterte. Ihm und seinem Kumpan schien es ganz und gar nicht zu passen, dass Gordon sie gestört hatte. Bei was auch immer.

„Nach Bristol, aber das Unwetter hat das verhindert“, erwiderte Gordon wahrheitsgemäß. „Deshalb dachte ich mir, es wäre vielleicht besser, wenn ich ...“

„Steigt ab und bringt Euer Pferd hinters Haus“, fiel ihm der Mann ins Wort und gab dem anderen einen kurzen, aber eindeutiges Zeichen. Daraufhin ließ dieser seine Waffe sinken und kam näher. Aber seine Blicke sprachen Bände. Es bedurfte keiner großen Phantasie, um sofort zu erkennen, dass den beiden dieser überraschende Besuch nicht recht war. Zwar bemühten sie sich, dies vor Gordon zu verbergen, aber natürlich hatte er das längst erkannt.

Ich darf mir nur nichts anmerken lassen, dachte Morgan und tat das, worum ihn einer der Männer gebeten hatte. Er führte das Pferd hinters Haus und band es dort unter einem schützenden Vordach an. Anschließend nahm er dem Tier den Sattel ab und rieb es trocken. Dabei wurde er die ganze Zeit über aus einiger Entfernung von den beiden Männern beobachtet. Sie sagten nichts, sondern schauten genau zu, was Gordon tat. Als wenn es für sie ganz wichtig war, ihn keine einzige Sekunde aus den Augen zu lassen!

„Hört mal“, lenkte Gordon ein, nachdem er seine Arbeit beendet hatte und auf die beiden Männer zuing. „Natürlich möchte ich Euch keine Umstände machen. Ich will nur abwarten, bis der Regen nachgelassen hat. Dann reite ich sofort weiter.“

„Wir sind hier draußen immer ein wenig misstrauisch bei Leuten, die wir nicht kennen, Mister“, sagte der Größere der beiden Männer. „Abel hat schlechte Erfahrungen mit Fremden gemacht. Das dürft Ihr ihm nicht übelnehmen. Aber wir wollen Euch selbstverständlich Gastfreundschaft gewähren, wie es üblich ist. Kommt herein ins Haus ans wärmende Feuer. Es ist auch noch etwas Essen übrig, wenn Ihr Hunger habt.“

Das freundliche Lächeln erreichte jedoch nicht seine Augen, so dass sich Gordons Misstrauen nicht legte. Trotzdem folgte er den beiden Männern in die Hütte. Aber seine Wachsamkeit blieb.

Innendrin sah es so aus, wie er schon im Stillen vermutet hatte. Auch hier hatten es die Besitzer (falls es sich dabei wirklich um die beiden Männer handelte) nicht für nötig gehalten, gründlich aufzuräumen oder zumindest dafür zu sorgen, dass man es sich hier halbwegs bequem machen konnte. Wohin Gordon auch blickte: Überall lag Dreck und Staub, und es roch muffig. Aber wenigstens spendete ein flackerndes Feuer im Kamin Wärme und ließ ihn spüren, dass er dringend seine Kleidung trocknen musste.

„Setzt Euch“, forderte ihn Abel mit einer Geste auf, die aber dennoch wie ein Befehl wirkte. „Josh, gib unserem

Gast etwas zu essen. Beil dich. Er ist bestimmt hungrig. Das stimmt doch, Mister, oder?“

„Wie man´s nimmt“, erwiderte Gordon achselzuckend, nachdem er am Tisch Platz genommen hatte und zusah, wie Josh einen Teller füllte und ihn anschließend wortlos auf den Tisch stellte. Gordon wusste nicht genau, was es war, aber es roch gut, und seine angespannte Haltung begann sich etwas mehr zu entkrampfen. Er aß etwas von dem Eintopf, nickte anerkennend und sah, wie die beiden Männer grinsten.

„Ist nur ein Eintopf, aber es füllt wenigstens den Magen“, meinte Josh.

„Stimmt“, meinte Gordon. „Aber ich bin es gewohnt, dass ich mich auch mit wenig zufriedengebe. Die Zeiten sind nicht einfach.“

„Habt Ihr in Bristol geschäftlich zu tun?“, wollte Abel auf einmal wissen. „Wenn ja, dann hättet Ihr eigentlich die Straße weiter westlich nehmen müssen, um schneller voran zu kommen und ...“

„Ich sagte bereits, dass ich vor dem Unwetter Schutz gesucht habe“, fiel ihm Gordon ins Wort und bemerkte, wie es dabei in Abels Augen wütend aufflackerte. Der Mann hatte sich nicht unter Kontrolle. Ein gutes Zeichen war das nicht, und Gordon ertappte sich bei dem Gedanken, dass es vielleicht doch besser war, so schnell wie möglich seinen ursprünglichen Weg fortzusetzen.

„Entschuldigt bitte die schlechten Manieren meines Veters, Mister“, lenkte Josh nun ein und warf ihm dabei einen zornigen Blick zu. „Es gehört sich nicht, andere

Leute einfach auszufragen. Aber es stimmt schon, was er sagt. Trotzdem müsst Ihr Euch vorsehen. Hier in den Wäldern kommt man sehr schnell vom Weg ab und verirrt sich.“

„Ich finde schon wieder zurück“, winkte Gordon ab und bewegte seine rechte Hand auf die Tischkante zu. Unauffällig ließ er sie sinken und brachte sie in die Nähe seines Gürtels, in dem ein scharfes Messer steckte.

Mit jeder weiteren Sekunde fühlte er sich immer unwohler in Gesellschaft dieser beiden Männer. Aber ihnen das zu zeigen, hätte vermutlich fatale Folgen für ihn gehabt. Also blieb Gordon nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und weiterhin den Ahnungslosen zu mimen. Aber in Wirklichkeit waren seine Sinne aufs höchste gespannt, denn er rechnete instinktiv damit, dass es nicht mehr lange friedlich bleiben würde. Diese beiden Kerle hatten etwas vor, und sie würden ihm ihr wahres Gesicht schon sehr bald zeigen!

Urpötzlich erhob sich Josh und ging zum Kamin. Er bückte sich nach einem Holzscheit, legte es jedoch nicht ins Feuer, sondern wirbelte auf einmal herum und schleuderte es in Gordons Richtung. Dieser hatte jedoch Joshs Absicht geahnt und sich instinktiv geduckt, so dass das Stück Holz an ihm vorbeiflog und hart gegen die Holzwand der Hütte prallte.

„Schieß doch, Abel!“, hörte Gordon den aufgebracht Mann rufen und sah, wie Joshs angeblicher Vetter plötzlich seine Steinschlosspistole hochriss und damit auf Gordon zielte. Bruchteile von Sekunden später drückte

Abel ab. Das Donnern des Schusses dröhnte in Gordons Ohren, während er sich zur Seite warf und dadurch der tödlichen Kugel entging.

Im Fallen zog er sein Messer aus dem Gürtel und schleuderte es in Abels Richtung. Die Klinge bohrte sich in die Brust des untersetzten Mannes und ließ ihn taumeln, während ein lautes und schmerzhaftes Stöhnen über seine Lippen kam.

Rasch rappelte sich Gordon wieder auf und konnte gerade noch rechtzeitig den Angriff des zweiten Gegners abwehren. Josh hatte seinen Kumpan fallen sehen und griff nun Gordon mit einem Schürhaken an, der neben dem Kamin lag. Aber blinder Zorn war schon immer ein schlechter Ratgeber gewesen, wenn es darum ging, sich im entscheidenden Moment einen Vorteil zu verschaffen.

Der wuchtige Hieb streifte Gordon nur kurz an der linken Schulter, reichte aber aus, um ihn den Schmerz sofort spüren zu lassen. Er biss die Zähne zusammen und trat nach dem Angreifer, der nun zu einem zweiten Hieb ausholte. Gordons Stiefel trafen Josh in den Magen und stießen ihn zurück. Josh brüllte wütend, während er gegen die Tischkante prallte und noch mehr ins Taumeln geriet.

Gordon gab seinem Gegner keine zweite Chance und setzte sofort nach. Seine rechte Faust zuckte vor und traf Josh im Gesicht. Blut schoss aus der in Mitleidenschaft gezogenen Nase hervor, während Josh jetzt den Schürhaken fallen ließ und stattdessen beide Hände vors Gesicht schlug. Nun war er für einige Sekunden schutzlos, und diesen Moment nutzte ein erfahrener Kämpfer wie Gor-

don. Denn er wusste, dass Josh und Abel ihm auch keine Chance gelassen hätten.

Wieder trafen Gordons Fäuste Josh im Gesicht. So heftig, dass dieser nach hinten fiel und mit dem Hinterkopf gegen die steinerne Umfassung des Kamins fiel. Ein hässliches Geräusch ertönte, und Joshs Stöhnen verstummte von einem Augenblick zum anderen.

Keuchend hielt Gordon inne und schaute kurz hinüber zu dem anderen Gegner, den er zuerst erwischt hatte. Auch Abels Stöhnen war leiser geworden. Der Körper zuckte noch kurz, dann lag er still.

Ein kurzer Blick reichte, um zu erkennen, dass von Abel keine Gefahr mehr ausging. Gordons Messer hatte mitten ins Leben getroffen, und auch Josh lebte nicht mehr. Der harte Stein hatte sein Genick gebrochen.

Der ganze Kampf hatte noch nicht mal zwei Minuten gedauert, aber zwei Tote waren die Folge gewesen. Gordon machte sich jedoch keine Vorwürfe, weil er wusste, dass Josh und Abel ohnehin nur darauf gewartet hatten, ihn zu überrumpeln. Wahrscheinlich waren sie selbst Wegelagerer gewesen, die nur auf das nächste ahnungslose Opfer gewartet hatten, das ihren Weg kreuzte. Das hatten sie diesmal allerdings selbst mit dem Leben bezahlen müssen.

Gordon überlegte kurz, was er als nächstes tun sollte. Ein kurzer Blick aus dem Fenster zeigte ihm, dass sich die Abenddämmerung langsam über den Wald senkte. Jetzt weiterzureiten, wäre nicht ratsam gewesen.

Kurzentschlossen packte Gordon den toten Josh und brachte ihn aus der Hütte. Er schleppte ihn ins Gebüsch,

ließ ihn dort liegen und ging zurück. Den zweiten toten Wegelagerer schleppte er ebenfalls aus der Hütte und legte ihn unweit von Josh in den Büschen nieder. Erst nachdem er einige dicht belaubte Zweige über die Leichen gelegt hatte, kehrte er in die Hütte zurück.

Das Feuer war zwischenzeitlich schon fast niedergebrannt. Höchste Zeit, neues Holz nachzulegen, damit die Kälte der Nacht hier keinen Einzug hielt. Kurz darauf flackerten die Flammen wieder empor und sorgten für eine behagliche Wärme.

Gordon zog seine feuchte Kleidung aus, hing sie über einen wackligen Stuhl und stellte diesen in die Nähe des Feuers. Er entdeckte zwei Decken, die zwar alles andere als einen angenehmen Geruch verströmten, aber sie waren wenigstens trocken.

Er legte eine der Decken auf den Boden, streckte sich aus und zog die zweite über sich. Gordon hatte zwar schon weitaus bequemer geschlafen, aber Hauptsache, er hatte ein Dach über dem Kopf und konnte seine Kleidung trocknen. Mit diesem Gedanken schlief er eine knappe Viertelstunde später ein.

Als er kurz nach Sonnenaufgang erwachte, kam es ihm vor, als hätte er nur wenige Minuten Schlaf gehabt. Er fühlte sich erleichtert, als er feststellte, dass seine Kleidung wieder trocken war. Rasch zog er sich an und verließ die Hütte. Das Pferd zu satteln, nahm nur wenige Minuten in Anspruch.

Als die Morgensonne die Wolken durchstieß, war Hugh Gordon schon längst auf dem Weg nach Westen. An die

beiden toten Wegelagerer verschwendete er keinen einzigen Gedanken mehr.

Kapitel 2: Der Verräter

Draußen von der See her wehte ein starker Wind und trieb dunkle Wolken nach Bristol, die sich allmählich zu verdichten begannen. Schon bald darauf fielen die ersten Regentropfen, und schließlich begann ein heftiger Wolkenbruch, der die Menschen von der Straße in ihren Häusern Schutz suchen ließ. Der Wind wurde noch stärker und fegte dichte Regenschleier vor sich hin, gefolgt von einem grollenden Donner am fernen Horizont.

Arthur Pembroke blickte hinüber zum Fenster und zuckte zusammen, als ein heftiger Donnerschlag das Heulen des Windes und das Prasseln des Regens unterbrach. Am liebsten würde er jetzt zuhause sitzen, vor einem behaglichen Feuer im Kamin, die Beine ausgestreckt und ein Glas Punsch in der Hand.

Stattdessen hockte er immer noch in der Kanzlei des Anwalts Howard Johnston und schrieb zwei wichtige Briefe, die heute noch unbedingt fertig werden mussten. Der Anwalt hatte darauf bestanden, und Pembroke kannte ihn lange genug, um zu wissen, dass Johnston äußerst ungehalten werden konnte, wenn diese Arbeit nicht mit der gewünschten Perfektion erfüllt wurde. Howard Johnston war ein gewissenhafter Mann, und genau das verlangte er auch von den Menschen, die für ihn arbeiteten.

So ignorierte der hagere und sehr unscheinbar wirkende Pembroke das Knurren seines Magens, obwohl es sich seit einiger Zeit immer deutlicher bemerkbar machte, und konzentrierte sich umso mehr auf die letzten beiden Briefe, die er zu schreiben hatte. Er tauchte die Feder in das Tintenfass und schrieb dann mit akkurater und sehr deutlicher Schrift das auf, was ihm der Anwalt vorher gesagt hatte. Nichts, was Pembroke Probleme bereitet hätte, denn er arbeitete schon seit sieben Jahren für den renommierten Anwalt und hatte somit sein Auskommen. Was man von vielen anderen Menschen in Bristol nicht sagen konnte, denn es waren harte und schwere Zeiten.

Er war so in seine Arbeit vertieft, dass er zusammenzuckte, als die Tür plötzlich geöffnet wurde.

„Es ist Zeit, Pembroke“, sagte Howard Johnston. „Geht jetzt. Ihr könnt morgen früh den Rest der Arbeit erledigen.“

„Aber ich bin noch nicht fertig mit dem letzten Brief“, erwiderte Pembroke. „Ihr sagtet doch zu mir, dass ich beide heute unbedingt noch fertig stellen soll.“

„Das ist richtig, Pembroke“. Der Anwalt winkte mit einer beschwichtigenden Geste ab. „Aber Ihr könnt jetzt trotzdem nach Hause gehen. Es war ein langer und auch anstrengender Tag. Seid morgen früh pünktlich in der Kanzlei, aber jetzt ist es Zeit zu gehen.“

Pembroke blickte ein wenig erstaunt von seinem Brief auf, als er Johnstons Worte vernahm. Der Anwalt wirkte ungeduldig und nervös, als wäre es ihm gar nicht recht, dass sich Pembroke zu dieser Stunde noch in seiner

Kanzlei aufhielt. Dabei war dies, bei Gott, nichts Ungewöhnliches, denn er hatte es längst aufgegeben, die vielen Stunden zu zählen, an denen er noch lange nach Sonnenuntergang hier gesessen und gearbeitet hatte. Weil dies oft erforderlich gewesen war. Und Pembroke als gewissenhafter Mensch hatte dies natürlich akzeptiert, ohne sich jemals zu beklagen.

„Schaut mich nicht so erstaunt an, Pembroke. Es hat schon alles seine Richtigkeit. Und jetzt geht endlich!“

Die Stimme des Anwalts klang jetzt ungeduldiger. Pembroke bemerkte das nervöse Flackern in Johnstons Augen. Eine Tatsache, die ihn ein wenig beunruhigte. Aber das ging ihn nichts an, denn schließlich war er ja nur ein Schreiber, es ziemte sich nicht, seinem Herrn neugierige Fragen zu stellen.

„Selbstverständlich“, ereiferte er sich und erhob sich rasch vom Schreibtisch. Aber nicht, ohne das Tintenfass zu verschließen und die Feder zu reinigen. Beides stellte er akkurat an den Platz zurück und griff dann nach seinem Hut und Mantel.

„Es ist ein entsetzliches Wetter“, sagte der Anwalt mit einem kurzen Blick zum Fenster, gegen dessen Scheiben der aufbrausende Wind immer neue Regentropfen klatschte. „Beeilt Euch, damit Ihr nach Hause kommt.“

Pembroke nickte nur und verbeugte sich vor Johnston noch einmal kurz, bevor er das Arbeitszimmer verließ und dann über die breite, geschwungene Holztreppe nach unten ging. Wenige Augenblicke später öffnete er die Haustür und trat hinaus ins Freie.

Er musste den Kragen seines Mantels sehr hochziehen, weil der Wind ihm die Regenschleier direkt ins Gesicht blies. Nur wenige Lampen erhellten die verlassene Straße und die alten Steinhäuser, hinter deren Fenstern einige Lichter blinkten. Außer ihm war sonst kein Mensch mehr auf der Straße.

Er hielt den Kopf gesenkt, beschleunigte seine Schritte und versuchte sich stets dicht bei den Häusern zu halten, um auf diese Weise den Regenschleiern zu entgehen, die der Wind durch die Straße peitschte. Zum Glück wohnte er nicht weit von der Kanzlei entfernt. Sein Haus befand sich in unmittelbarer Nähe des Hafens, eine gute halbe Stunde Fußmarsch bis dahin, vorbei an einigen verkommenen Hütten und Kneipen, in denen es auch bei diesem Hundewetter sicher wieder hoch herging. Aber das hatte Pembroke noch nie interessiert, denn er lebte immer sehr zurückgezogen und war ein ganz bescheidener Mensch, dem nichts an Vergnügungen und Saufgelagen lag.

Der Wind wurde auf einmal so stark, dass er Pembroke beinahe den Hut vom Kopf gerissen hätte. Unwillkürlich suchte er zwischen zwei Häusern Schutz vor den Windböen und wartete dort einige Sekunden ab. In dem Moment entdeckte er am Ende der Straße einen Mann, der es offensichtlich sehr eilig hatte. Er hielt sich stets im Schatten der Häuser, blieb oft stehen und blickte sich immer wieder um.

Pembroke stand in einer Nische, so dass ihn der andere nicht erkennen konnte. Noch vor wenigen Minuten hatte er sich danach gesehnt, es sich zuhause gemütlich zu